

**Im Sonnenort.**

Von J. E. Geer.  
Als Anabe stamm' ich oft ins Sonnenort,  
Wenn es der Heimat Abenddunst ent-  
weht,  
In mildem Glanz von fernem Sterneng-  
raum  
Der Friedensschein zum milden Erde  
kam.  
In stiller Aenderwelt ward es Licht:  
Nicht krieger' himmels Ansehlichkeit  
Als Jungling stamm' ich oft ins Sonnen-  
ort,  
Im Herzen war das erste Glück erloht,  
Traumtischeln' wollte durch den gold-  
nen Schein  
Im Strahlentrang ein reines Wädden-  
bild  
Es neigte sich zum Glück und wußte  
nicht  
Die junge Liebe ging durchs Stern-  
netz.  
Als Mann noch stamm' ich oft ins Sonnen-  
ort,  
Aufstammend aus des Tages Himmelsort,  
Hab' ich mein Herz ganz und gar  
gehort,  
In dunklen Gründen wartet schon die  
Nacht,  
Ein Schemen wandelt durch das Sonnen-  
ort,  
Nicht kenne dich — du wußtest — du bist  
— der Tod!

**Ueber Weiberrechte und Weiber-  
rechtlerinnen.**

Von Maria.  
„Ehret die Frauen!“ Sie stechen  
und weben himmlische Rosen ins  
irdische Leben.“ So hat vor mehr  
als hundert Jahren unser großer  
deutscher Dichter gesungen, und noch  
heute hat dieses Wort seine volle  
Bedeutung, sofern wir dabei die deut-  
sche Frau im Auge haben. Hätte  
Schiller ein Jahrhundert später ge-  
sagt und die amerikanische Frau so  
genau gekannt wie die deutsche, er  
hätte den obigen Gedanken vielleicht  
in die Variante gefasst:

„Ehret die deutschen Frauen! Sie  
weben himmlische Rosen ins irdische  
Leben. Die amerikanischen Frauen  
indessen spitziger Dornen dabei nicht  
vergesen.“

Und er hätte damit nicht weit an  
der Wahrheit vorbeigefahren? denn  
die amerikanische Frau, soviel auch  
zu ihrem Ruhm und Preis schon von  
In- und Ausländern gesungen und  
geschrieben worden, verhält es sich  
keine andere ihrer vorkontinentalen  
Schwestern, zu den Rosen des irdi-  
schen Lebens spitzige Dornen auf den  
Pfad des Mannes zu streuen. Sie  
nimmt unter all ihren Schwestern  
eine Ausnahmestellung ein, deren sie  
sich nur allzu bewußt ist. Sie  
weiß, daß in Amerika nur selten  
ein Richter zu finden ist, der eine  
Frau zu verurteilen wagt, auch wenn  
des Mannes Recht im gegebenen Fall  
für sie der Tag auf der Hand liegt.  
Sie weiß ferner, daß die ganze nation-  
ale und jede staatliche gesetzgebende  
Körperschaft vor einem haufen  
höflicher Weiber niederkniet zu  
Preuze, trübt und ihnen jede noch  
so feine der gesunden Vernunft und  
der persönlichen Freiheit ins Ange-  
sicht schlagende Forderung seine Be-  
weilt. Sie weiß auch, daß der Ehe-  
mann ihr gegenüber nicht wagen  
darf, zu zeigen, daß er ein Würdiger  
kennet, daß sie ihn wie einen arm-  
seligen Waisenkind an den Fingern  
zu weiden vermag. Und das nennt  
man ritterlich und galant,  
chevaleresk und männlich, während  
wir doch eine ganz andere Bezeich-  
nung für solches Verhalten hätten.

Unter diesen Umständen ist es denn  
kaum verwunderlich, daß in unserem  
freien Lande die Bedeutung der Frau  
in öffentlichen und vor allem im po-  
litischen Leben eine große und immer  
mehr ins Gewicht fallende ist, und daß ihr  
Einfluß nicht selten als unbestimmt,  
schätzbar, wenn nicht direkt gefährlich  
für die Frauenbewegung überhaupt als  
etwas Unpaffendes, Angehöriges zu  
verurteilen. Im Gegenteil, wir haben  
sie für eine der brennendsten Fragen  
der heutigen Zeit. Aber es ist  
ein himmelweiter Unterschied zwi-  
schen der Frauenbewegung, wie sie  
zum Beispiel in Deutschland im  
Gange ist, und dem gewöhnlichen  
öffentlichen Gebaren englischer  
amerikanischer Temperanz-  
rechtler. Ein so himmelweiter Unter-  
schied, daß wir auf die Führerinnen  
des deutschen Frauenbewegung des  
Dichters Wort anwenden dürfen:  
„Und wußt du zu wissen, was sich  
zient,  
So frage nur bei edlen Frauen  
an.“

während wir für die Zierbilder der  
englischen und amerikanischen  
Frauenbewegung, die Suffragetten,  
Weiberrechtlerinnen und Temperanz-  
rechtlerinnen mit dem besten Wil-  
len kein possendes Dichterwort fin-  
den können, als das unersetzliche  
Schilder:  
„Da werden Weiber zu Schänen...“

Es ist nicht zu verkennen, daß der  
Einfluß der Frau auf die Politik  
unseres Landes immer weitreichender  
und tiefgreifender wird. Ist doch  
das weibliche Stimmrecht jetzt bereits  
in sechs Bundesstaaten eingeführt,  
und zum Aufheben noch wird auch  
die neue Verfassung des Bundes-  
Senates diese einschneidende Verän-  
derung enthalten. Alle wackeren  
Reformer haben die Forderung des  
Frauenstimmrechts auf ihr Pro-  
gramm gesetzt. Nur in einigen kon-  
servativen Distrikten stößt die Reue-  
rung noch auf energiegelichen Wider-

stand; in den meist der übrigen  
Landesteile kann die Frau das  
Stimmrecht haben, wenn sie erstlich  
darauf besteht. Und wenn die Be-  
weigung bislang noch keine größere  
Ausdehnung erreicht hat, so rührt das  
in erster Linie von der Teilnah-  
mlosigkeit eines erheblichen Teiles  
unserer amerikanischen Frauenwelt her.  
Gar viele Frauen, welche ein  
wirkliches Interesse für das politi-  
sche Leben der Gegenwart hegen, ge-  
hen wenig Neigung, an dem wenig  
reizlichen Spiele mitzuwirken. Sie  
wissen gut genug, daß ihre Stellung  
innerhalb des Gemeinlebens trotz des  
mangelnden Wahlrechts den Män-  
nern gegenüber vielmehr eine bevor-  
zugte als eine entsetzliche ist. Kluge  
Frauen haben sicher die Empfindung,  
daß es nicht überlegenem Stellung  
ihres Geschlechts auf gar manchen  
Gebieten bis zu Ende geht, sobald  
die Frau einmal völlig in den Stru-  
bel des politischen Treibens hinein-  
gezogen sein wird. Indes eine ganz  
erleuchtete Anzahl von Frauen den-  
ken hierüber anders, weshalb man  
sich mit dem Gedanken vertraut ma-  
chen muß, daß die Frauenstimm-  
rechtsbewegung in nächster Zeit noch  
weitere Eroberungen erzielen wird.

Es wäre Vogelstreich — Vollst,  
wollte man sich dieser Aufgabe ver-  
schließen. Theoretisch läßt sich das  
Recht der Frau zur aktiven Beteili-  
gung an der Politik ebenso wenig be-  
streiten, wie die Befugnis des Volkes  
zur direkten Leitung seiner Geschäfte.  
Aber die Erfahrungen, welche man  
praktisch mit dem weiblichen Stim-  
recht hier in Amerika gemacht hat,  
enthalten eine äußerst eindringliche  
Warnung für alle freimüthigen Män-  
ner und Frauen, die sich ihre Lebens-  
führung nicht durch engstirnige, ein-  
seitige Vorschriften verknüpfen las-  
sen wollen. Die weitläufigen  
Führerinnen der amerikanischen  
Frauenbewegung sehen zugleich an  
der Spitze der Temperanz-Agitation,  
weshalb denn auch das weibliche  
Stimmrecht von niemand eifriger ge-  
fürwortet wird, als von den Prohi-  
bitionisten.

Somit droht den Freunden der  
persönlichen Freiheit eine neue und  
zwar sehr ernste Gefahr, denn die  
Prohibitionisten und die Spitze  
der Anti-Saloon-Liga werden  
alles aufbieten, um überall, wo der  
Boden richtig gelodert ist, das  
Frauenstimmrecht einzuführen. Denn  
sie wissen nur zu gut, daß sie hier-  
durch eine gewaltige Stützgruppe er-  
halten, die ihnen zum erstenmal einen  
Sieg auf der ganzen Linie verspricht.  
Falls nicht beizellen vorbeugende  
Maßnahmen getroffen werden, dürften  
wir Prohibitionisten erleben,  
gegen die alle früheren Feinden ihres  
Kinderbier waren. Für die libera-  
len Elemente gilt es darum, jene  
Frauen zu gewinnen, die außerhalb  
der Temperanzbewegung stehen, um  
hierdurch ein Gegengewicht gegen die  
durch die weibliche Abolanz der Prohi-  
bitionisten zu schaffen. Dieses Ver-  
streben ist durchaus nicht ausschließ-  
lich, denn die Temperanzweiber bil-  
den, Gott sei Dank, in unserem  
Lande noch nicht die Mehrheit.

Aber wie soll die aktive Unterstü-  
tzung jenes Teils der amerikanischen  
Frauenwelt, welcher der Prohibition,  
den Temperanzbestrebungen, über-  
haupt aller Zwangsgesetze abhold ist,  
erreicht werden? Wir verkennen  
dieses nicht, daß dies der schwierig-  
ste Teil der Aufgabe ist, die außer-  
halb der Temperanzbewegung stehen-  
den Frauen für die Ziele der freimü-  
thigen Elemente unseres Landes in  
ihrem Kampfe gegen den Prohi-  
bitionismus zu gewinnen. Und dennoch  
muß der Versuch dazu gemacht  
werden, und zwar ohne Zögern; denn  
eine lediglich abwartende Haltung  
oder eine kurzfristige Verneinung der  
neuen Gefahr, welche den freimü-  
thigen droht, würde sich bitterlich  
rächen.

Unser Vorschlag — der übrigens  
schon häufig befürwortet worden ist  
— zielt auf eine gründliche Reform  
der amerikanischen Saloon, der  
hierzu dienliche üblichen Schankhäu-  
ser. Weiblich ist in der Hinsicht beim  
aktuell, ist der Saloon auch weiterhin  
nicht weiler, als eine oft in abhö-  
rlicher Weise geführte Trinkhütte  
für Männer, die dort in möglichst  
kurzer Zeit möglichst viele Spirituo-  
sen am Schanktisch sich einzuverleiben  
trachten, so wird er nimmermehr die  
Sympathie selbst freimüthig denkender  
Frauen zu erwerben imstande sein;  
sie sind an der ganzen Frage eher  
feindlich als freundlich interessiert  
und werden bestenfalls bei der Ab-  
stimmung über Prohibitionenmaßnah-  
men sich einfach passiv verhalten.  
Also eine Reform des Saloonwesens  
von Grund aus muß angestrebt wer-  
den, wenn anders die vernünftig  
denkende Frau dafür gewonnen wer-  
den soll.

Eine solche Reform aber muß dem  
Uebel, das der amerikanische Saloon  
ohne Zweifel ist, vollständig zu-  
leibe gehen; die Art muß an die Wur-  
zel gelegt werden. Die notwendige  
Umänderung muß nach dem Vorbilde  
der deutschen Wirtschaft gesehen.  
Warum ist denn der deutschstämmige  
Gast- und Speisewirt in seinem Ge-  
weirwesen allgemein ein angeheh-  
endes und geachtetes Persönlichkeits-  
ein Bürger, der zu den sogenannten Ho-  
noratioren eines Ortes gerechnet wird?  
Weil er vor allem auf anständige

Führung seines Wirtschaftsbetriebes  
besteht, alle anständigen Elemente aus-  
zuschließen fernhält, seinen Gästen den  
Aufenthalt in seiner Wirtschaft so  
angenehm und gemüthlich als möglich  
macht und ihnen nur das Beste und  
Zuträglichste an Speisen und Geträn-  
ken vorzusetzen bemüht ist. Weir er  
nie dubelt, daß seine Gäste durch  
„Loafers“ und Trunkenbolde belästigt  
und abgesehen werden, daß heisse  
religiöse oder politische Dispute in  
seinem Lokal ausgebracht werden;  
weil er nicht darauf ausgeht, etwa  
angebetenen Gästen das Geld aus  
der Tasche zu ziehen oder sie durch  
Traktieren zur Verunsicherung ihres  
Geldes zu reizen.

Und weshalb stößt der amerikani-  
sche Saloonhalter fast überall, ge-  
woß er stets in sogenannten besse-  
ren Kreisen, auf abweisende, wenn  
nicht geradezu feindselige Haltung?  
Weshalb hängt seinem Gewerbe und  
Berufe gemeist das Odium der  
Anständigkeit und Verachtung an?  
Warum meidet selbst der freimüthige  
Mann, der dem Genuß stärkerer  
Getränke durchaus nicht abhold ist,  
so vielsach das Betreten des Saloons,  
und warum will eine chätore Frau,  
auch wenn sie in ihrem Heim den  
Genuß von Bier oder Wein sich  
durchaus nicht verweigert, von dem  
Besuch des Saloons selbst im Traume  
nichts wissen? Die Antwort auf alle  
diese Fragen ist leicht zu geben.

Nur die allerwenigsten amerikani-  
schen Saloonhalter machen es sich zur  
obersten Pflicht, ihre Schankhäu-  
se durchaus einwandfreier Weise zu  
führen. Sie dubeln es, daß an den  
Wänden ihrer Lokale oft die aller-  
unangenehmsten Bilder oder wenig-  
stens die Abbildungen brutaler  
Sportkämpfe prangen, daß zweideu-  
tliche Inschriften dort angebracht sind,  
daß Zeitungen und Zeitschriften, an-  
stößigen Inhalts dort aufhängen, daß  
anrüchliche Charaktere den lieben lan-  
gen Tag dort sich herumtreiben, flu-  
cken, lachen, spucken, lärmeln, wütheln,  
sich besaufen und dem anständigen  
Bürger den Aufenthalt verleiden.  
Am Schandstand wird laut und lä-  
rmend politisiert und anstößiges Ge-  
spräch geführt, zum „Craxen“ und  
zum Schellen, möglichst lang andau-  
ernden Reden vertrieben. Kurz, das  
Verweilen in einem solcherart ge-  
führten Saloon ist alles eher als ein-  
ladend und anziehend.

Schreiber dieses hat erst vor kur-  
zer Zeit nach fünfundsiebenzigjäh-  
rigem Aufenthalt in verschiedenen Teilen  
der Vereinigten Staaten das  
alle Waterland wieder besucht und  
wochenlang in Nord und Süd, in  
Ost und West der deutschen Heimat  
und des benachbarten Festlandes zu-  
gebracht. Und was fand er da?  
Nur eine kleine, statistisch festge-  
stellte Abnahme des Verbrauchs an  
spirituösen Getränken, dagegen eine  
Zunahme an feineren Speise- und  
Erholungsstätten in Stadt und Land.  
Wie angenehm ist ihm berührt, in Berlin,  
Dresden, Leipzig, Nürnberg, Regensburg,  
Erlangen, Karlsruhe, Darmstadt,  
Frankfurt, Mainz, Köln,  
Düsseldorf, Hannover, Bremen und  
Hamburg an Genuß und Wertlagen  
in den sein ausgefallenen Speise-  
wissenschaft und in den einladenden,  
schattigen Bier- und Kongerzräumen  
ein so gesundes, anständiges Publi-  
cum zu finden, in dem das ganze Ge-  
schlecht so reichlich vertreten war!  
Und wie war er erstaunt, in Berlin  
und München zumal in solchen Lo-  
calen Frauen ohne jede männliche  
Begleitung teils in zahlreicher Gesell-  
schaft, teils nur zu zweien oder ganz  
allein durchaus frei und ungezwun-  
gen verkehren zu sehen! Offenbar  
wußten all diese Damen, daß sie an  
diesen Orten durchweg unbelästigt  
und sicher waren.

Kurz gefaßt: in Deutschland ist  
das Wirtschaftsproblemm in glängen-  
der Weise gelöst. Das erkennen selbst  
Amerikaner und Amerikanerinnen  
ein, die in ihrem freien Lande nie  
einen Saloon betreten würden. Ich  
habe sie drüben zu Dutzenden allein  
oder in Gruppenbegleitung in den sei-  
neren Restaurants verkehren und  
merkte an ihrem Benehmen, daß sie  
sich durchaus wohl fühlten in ihrer  
Umgebung und keinen Augenblick  
daran dachten, sich durch den Auf-  
enthalt in solchen Lokalen in ihrer  
Würde irgend etwas zu vergeben.

Warum soll die Lösung des  
schwierigen Problems nur in  
Deutschland angängig sein, und warum  
sollte die dort bewährte Sitten-  
nicht nach Amerika verpflanzt werden  
können? Mache man doch einmal den  
einfachen Versuch damit! Dann wird  
ein auf Zeit der heilige, Frauenfrage  
gelöst sein, und gar viele Schranken,  
die der amerikanischen Frauenbewe-  
gung anhaften, werden aus den Köp-  
fen unserer Weiberrechtlerinnen  
schwinden. Das wäre ein Ziel, „aufs  
nimmer zu wünschen“, eine Aufgabe,  
„des Schweißes der Edelnsten wert!“

— Frech. Geschäftsinhaber (zu  
seinem Bekannten, den er nicht loswer-  
den kann): Ich habe jetzt keine Zeit  
und auch von allem Möglichen den  
Kopf voll.  
Bekannter (schneit): Da könnten Sie  
vielleicht meine ganz vorzüglich  
Räume gebrauchen?

**Die Taube.**

Von Amette Kolt.

Es war an einem schönen Pfingst-  
sonntag in München, einem Witt-  
tagessen in der Königsstraße. Die  
Fenster standen weit geöffnet und die  
Bäume des Englischen Gartens be-  
weagten ihre Kronen hin und her  
und rauschten beschaulich wie im  
Chor, als feierten sie das Wetter.  
Möglichst floh eine Turteltaube ins  
Zimmer, flatterte im blinden Schrei-  
ten umher und trallerte sich an die  
Tapete fest. Einem Versuch, sie zu  
fangen, wich sie furchsam aus und  
schlug in ihrer Aufregung so heftig  
gegen die Zimmerdecke, daß wir für  
ihre arten Fügigkeit fürchteten, und  
als sie zuletzt, wie erschöpft, auf der  
äußeren Kante einer Vorhangslange  
niederbrachte, einigten wir uns, sie  
ganz in Ruhe zu lassen. Aber da  
überdachte uns alle ein schlecht un-  
terdrückter Schrei. Die Schwester  
der Hausfrau lehnte bleich und fal-  
sungslos an der Wand. „Schiffst  
den Vogel fort!“ sagte sie tonlos.  
„Du wirst dich doch nicht fürchten!“  
lachte ihr Schwager. — Sie aber zog  
ihre Schultern höher, als fröte sie:  
„Ja, ich fürchte mich“, gab sie zur  
Antwort.

Unter den Gästen war plötzlich eine  
Stille der Spannung und des Ver-  
dramatis eingetreten. So hüßlich, ja  
interessant ist an der Mauer lebende  
Dame ausnahmslos, Sympathien konnte  
ihre Gebaren doch keinerlei erregen,  
und als sie nun gar die Hände rang,  
schien sie sich selber ganz bewußt, wie  
lächerlich sie uns vortam. Zwar  
wurde aus Höflichkeit von neuem  
Jagd auf das Täubchen unternommen,  
doch wieder mit demselben Er-  
gebnis. Dabei schien das Geschloß  
die Dame vollends zu entnerven, und  
ihre Versuche, sich zu beherrschen,  
mifglangen. Schen die Hände ent-  
lang schleißend, erreichte sie die Tür,  
und bestand nun darauf, das Zim-  
mer zu verlassen, so lange der Vogel  
sich darin befände. Die dramatische  
Sche, womit sie diese Erklärung gab  
und dann enteilte, war unmotiviert  
genug, aber ihre ganze Schauspielung  
war zugleich so unfeilwillig, daß mir  
die Situation für sie reichlich unange-  
nehm erschien, als für die Taube.  
Zudem hatte ich selbst gerade eine,  
meinerseits sehr unheroische Bege-  
gung mit einer Maus auf dem Ge-  
weisse, und mein Verhalten Spinnen  
und Wespen gegenüber kannte ich ja  
auch. Ich nahm daher, einem solida-  
rischen Antrieb folgend, Partei für die  
Dame und den Vogel. „Das Wert-  
würdigste ist“, bemerkte die Frau des  
Hauses, „daß meine Schwester eher  
eine nachlässige Natur genannt wer-  
den muß.“

Ueber den Mut im allgemeinen  
entspann sich nun, entlud sich, möchte  
ich fast sagen, ein sehr lebhaftes Ge-  
spräch. Von der längst erwiesenen  
Zufriedenheit ausgehend, daß die Taper-  
sticht mit dem berühmten Courage-  
civil so wenig zusammenhängt, kom-  
men wir darauf zu reden, wie auch  
jener physische Mut nicht selten höchst  
ungleich sei, und ein und derselbe  
Mensch in verschiedenen Gefahren  
äußerst verschieden sich verhalten kö-  
ne. Ein Offizier erzählte von einem  
Gutsnachbar seines Vaters, den  
heuergefahren förmlich zu fällen, ja  
hinzuweisen zu können, als sei in der  
Flamme etwas, das seinen Mut, sie  
zu bändigen, geradezu reizte. Seine  
Gefühlsgegenwart und Tollkühnheit  
ließ solchen Gelegenheiten ansetzen an  
das Mädchenalter. Dabei kam er  
seits ungeschöndel davon, als sie eine  
eigene fühlgebährliche Beschwinnigkeit  
über die rasende Schnellleiste des  
Feuers. Wer jedoch den heldenhaften  
Gedruck, den dieser Mann schon al-  
lein durch seine Miene erweckte, un-  
geschmälert gebahren wollte, der  
dürfte beileibe keine Rücksicht mit  
ihm unternehmen. Denn schauelte  
das Schicksal, so hatte es etwas  
peinlich Romantisches, die erstkühn-  
ste Ruhe wahrzunehmen, womit dieser  
selbe Mann seine unverkennbare Res-  
pabilität (wer ihn nicht kannte, hätte es  
wohl noch anders genannt) zu ver-  
bergen suchte bemühte.

„Der weiß“, bemerkte jetzt ein an-  
derer, „was für unheroische Gründe  
versetzt oft so verschiedene Haltung  
unverschiedenen Gefahren gegenüber be-  
stimmten mögen, so daß die eine aus-  
gesprochene Fassung bringt, während eine  
andere unsere Kaltblütigkeit recht ei-  
gentlich erregt. So überkommt mich  
bei dem Fahren — selbst wenn die Per-  
de durchgehenden oder das Auto schnell  
wie ein Schuß, alle Kurven nehmend,  
über hügeliges Land dahinschneit, ein  
merkwürdig, geteigertes Gefühl von  
Scheue; es ist, als trüffalteste sich  
die äußere Schnellleiste in mir zur  
inneren Ruhe; dagegen fürchte ich  
mich aber ganz entschieden vor dem  
Ueberfahrenwerden, und vor einer  
Elektrischen habe ich einen Gebenre-  
spett.“

„Ach ich auch!“ rief da eine helle  
Stimme, und eine Siebzehnjährige,  
die bisher ein schüchternes Schweigen  
bewahrt hatte, mischte sich mit viel  
Eifer ins Gespräch. „Ich auch!“ rief  
sie, „und besonders in München. Viel-  
leicht weil sie nirgends so abscheulich  
loernen und so unförmlich hüßlich  
sind. Wenn sie mit ihrem Gepolter  
und ihrer bellenden Glode plötzlich

um eine Ecke und wie auf einen los-  
fahren, meine ich immer, es müßte  
mich eine noch etwas antun. Und  
mein Schreckbild“, bemerkte sie, „ist  
doch immer ganz deutlich eine Am-  
putation. Ich glaube, es hat mich  
jeden einmal in einer vorhergehenden  
Erkennung eine Elektrische überfahren!“

„Da müßten Sie ja noch jünger  
sein, als Sie sind!“ sagte lachend ein  
ner der Herren. „Die Münchner Elek-  
trische muß meines Wissens kaum 18  
Jahre alt sein.“

„Ja, dann weiß ich nicht, was es  
ist“, sagte sie munter. „Wahrschein-  
lich steht es mir noch lebor.“  
„Ach, du bist ein Gänsehaut!“ ver-  
wies sie ihre Mutter.

Als das Mädchen so unermüdet  
das Wort ergriff, hatte ich zufällig  
die Frau des Hauses angeschlossen und  
zu meinem größten Erstaunen be-  
merkt, wie sie erst erschrocken, dann  
gespannt, dann mit einem Ausbruch  
unerklärlichen Entfessens die Spre-  
cherin anstarrte. Eine jähe Röte, die  
ihre zu Gesicht geflohen war, wich  
schnell einer tiefen Blässe, und wie  
um sich zu fassen, trat sie ganz un-  
motiviert ans Fenster.

„Nebst dem die Schwester nicht  
mehr zum Vorschein, und das Täub-  
chen hielt sich an seiner Vorhang-  
slange wie an einer Burgwinde fest;  
eine Dame war aufgefunden, um sich  
zu verabschieden, und unversählich  
folgte alles ihrem Beispiel. Ich lat  
zum Schöne desaleichen, blieb jedoch  
an der Tür zurück und ließ die an-  
deren vorausgehen.“

„Was war das vorhin?“ sagte ich,  
als wir beide allein waren.

„Ach!“ rief sie und ergriff meinen  
Arm, „was habe ich für eine Angst  
gehobt!“ — Aber Gottlob, sie erin-  
nert sich nicht!

„Wer denn? die Siebzehnjährige?“  
Sie selbst. Damals war sie fünf,  
und es war gerade um mir die Reife,  
eine Siebzehnjährige zu sein. Ich  
hätte Euch Kommentare liefern kön-  
nen zu Eurem Thema über Freiheit  
und Courage. Allein über sie hat die  
Verantwortlichkeit oder das Verbieh,  
wenn man in beiden Fällen über-  
rumpelt wurde.“

Und sie zog mich ans Fenster. Vor  
uns lag der Park mit seinen alten  
Lägen, dem Frühling wie behagen-  
lich. Und darüber wie eine goldene,  
mußzierende Luft. „Ich bin sehr ge-  
spannt“, sagte ich.

„Es war an einem Samstagabend“,  
begann sie, „um diese Jahreszeit und  
bei einem Wetter wie heute. Ich  
kam von einer Klavierstunde; es lagte  
noch, aber die Straße war leer; vor  
mir ging ein Mann und vor diesem  
noch ein anderer, und auch auf dem  
andern Bürgerleig war niemand zu  
sehen, außer von ferne zwei Leute,  
die aber schnellig näher kamen, so  
daß man sie bald untereinander konn-  
te. Es war eine Tagelöhnerin und  
neben ihr ein junger Arbeiter, der  
heftig in sie hineinredete. Die Frau  
ging immer schneller, als wollte sie  
sich entziehen, aber er holte sie als-  
bald wieder ein und hielt sie zwischen  
sich und der Mauer eingeklemmt.  
Plötzlich warf er sie zu Boden und  
hielt mit den Fingern auf sie los.  
Ich erschauert nicht einmal sehr, da ja  
die beiden Männer vor mir gingen  
und sofort hinüber eilen und den  
Burschen halten würden. Aber der  
eine, als hätte er nichts gesehen, bog  
schnell in die nächste Gasse ein; der  
andere sah allerdings sinnlos und  
hüßtelte den Kopf, lenkte aber dann  
wie ein Vorgänger schleunigst auf  
die Ecke. In der langen Straße war  
weit und breit niemand mehr, als  
die zu Boden liegende Frau und der  
Bursche, der jetzt wie ein Wütenber  
mit beiden Füßen auf sie trat. Wie  
von einem Sturmwind erfasst, floh  
ich zu ihm, streckte den Arm aus  
und fuhr ihm mit schneidender Stim-  
me an. Innehaltend harrete er auf  
mich. Sein Gesicht, ich sehe es noch,  
war schmerzhaft, und der Mund stand  
ihm voll Schäum. Und am Boden  
lag zwischen uns die Frau und wim-  
mergte. Aber, den Arm über sie aus-  
gestreckt, stand ich regungslos und  
wiederholte nur immer dieselben Wor-  
te. Und er harrete mich an, unbe-  
weglich geworden wie Stein. Genau  
wie ich dir's sage, so war's.“

„Und dann?“ fragte ich.

„Wahrscheinlich, ohne daß ich es  
wußte, war meine Stimme im Affekt  
von marktschreierender Schärfe ge-  
wesen, denn plötzlich liefen überall  
Leute daher, und die Straße füllte  
sich von allen Seiten wie auf einer  
Wühlung. Jetzt erst wurde ich mir  
einenes Raue bewußt, und auf der  
Stelle die Flucht ergreifend, stürzte  
ich blühlich in das nächste Haus.  
Dort, es war zum Glück ein Erd-  
geschoss, hielt ich mich eine Zeit lang  
verborgen und kam dann gefast in  
einer andern Straße hervor. Rings  
umher in der zunehmenden Dunkel-  
heit war alles wieder still und leer,  
als sei nichts vorgefallen, als hätte  
ich den ganzen Vorfall nur ge-  
träumt.“

„Bleibst du war es nicht so sehr  
deine Stimme, die das Volk herbei-  
rief“, meinte ich, sondern ganz ein-  
fach die beiden Männer, die sich um  
die Ecke drückten, dann aber alarm-  
tierten.“

„Sehr möglich. Indes kannst du  
dir vorstellen, wie sehr ich verabsch-  
tete, und wie rühmlich ich im stillen

von mir selber dachte. Und doch  
barte ich nur wie im Trance gehend  
mit einer Präzision und Geistes-  
gegenwart, deren ich in normaler  
Verfassung gänzlich unfähig gewesen  
wäre. So ja, daß ich zwar den  
Arm über den Körper der Frau aus-  
gestreckt hielt, zugleich aber der  
ganzen Länge nach zwischen uns be-  
lieh, so daß bei dem heftigen Versuch  
eines Angriffs die Frucht mir im-  
mer noch offen stand. Alles geschah  
mit schneuer Berechnung, sowie,  
daß ich den Menschen stets im Auge  
behielt und ihn — es ist fast komisch,  
es zu denken! — durchstündlich wie ein  
wildes Tier zu bändigen vermochte.“

„Zimmerlein will es etwas besaßen,  
daß dich halt der Freiheit die Taper-  
sticht so überumpelte.“

„Seine Geschichte ist ja sehr schön“,  
sagte ich jetzt, „aber ich begreife noch  
immer nicht den Zusammenhang, und  
warum du vor jenem Gänsehaut...“

„Du wirst ihn gleich begreifen“,  
unterbrach sie mich. — Am Tage,  
nach dem ich so kühn als zürnende  
Amazone aufgetreten war, traf ich  
das Gänsehaut, wie du es nennst, in  
Begleitung ihrer Mutter, wie sie beide  
noch allen Seiten ausschauend, auf  
der Straße auf und nieder aingien.  
„Ach! du bist es!“ rief die Mutter  
mir zu. „Sieh nur diese Amalie an!  
Ich habe ihr eingeschärft, daß sie uns  
hier treffen solle, und nun kommt sie  
nicht. Mein Mann indessen wartet  
auf mich in der Kneipe.“

„So gib mir doch das Kind!“ sagte ich.  
„Ich kann es auch gut nach Hause  
bringen.“ — „Du bist ein Engel.“ Und  
sie überließ mir alsbald ihre Tochter  
und hürrte davon. Erst wollte ich  
sie führen, aber ihre Hand zurück-  
ziehend, gab sie mir zu fühlen, daß  
sie mit der Wendung der Dinge in  
keiner Weise einverstanden sei und die  
Gesellschaft ihrer Amalie der meinen  
vorgezogen haben würde. Mochte  
du dich lieber einhängen?“ bot ich ihr  
an. „Nein, danke!“ erwiderte sie;  
„ich kann schon selbst.“ Wir gingen  
also schweigend nebeneinander her,  
und meine Gedanken kehrten mitter-  
weile zu meiner Großtat vom vorher-  
gehenden Tage zurück, an der ich noch  
so recht aus dem Wollen zehrte. Und  
dann dachte ich an die beiden Män-  
ner, die feige geflohen waren, an ihre  
Furcht und an meine Unerbundenheit  
und recapitulirte die ganze Ge-  
schichte wieder von vorn. Da plötz-  
lich, ich aufgeschreckt, vernahm ich  
wie noch ungewohnter grelle Glanz eines  
elektrischen Trambahnwagens, und im  
selben Augenblick fuhr er auch schon  
um die Ecke, an der ich gerade stand,  
wie unentnirbar nahe gerade auf  
mich zu. Ich hatte nur Zeit, mit  
einem Schrei über die Schienen zu  
legen; den Bruchteil einer Sekunde  
später hätte mich der Wagen zer-  
malmt. Weidend stand ich nun drü-  
ben, während er vorüberrollte, aber  
gleich hand ich, wie vom Blitze  
gerührt, als müßte ich, wie die Frau  
des Lot, zur Salzsaute werden, wenn  
mein Blick sich noch richtiger tonnte.  
Denn einzig auf meine eigene Ret-  
tung bedacht, hatte ich im Augenblick  
der Gefahr des Kindes gänzlich ver-  
gessen und es im Stiche gelassen. Und  
als ich mich nun schauend zu ihm  
wandte, da stand es unerblickt auf  
der andern Seite und lächelte mir  
süß unschuldig zu, weil es vermeinte,  
ich hätte hinter dem großen Kummel-  
taffen Werkzeu... mit ihm gespielt...  
Mein Verdienst war es ja nicht, wenn  
es jetzt mit seinen gesunden Gliedern  
vor mir stand. Und war es nicht  
klug von dem Gänsehaut gesehen, daß  
es sich nicht führen lassen wollte und  
seine Hand vor mir zurückzog?“

„Du hättest sie dann nicht losge-  
lassen“, sagte ich.

„Meine Liebe, ich kann nur sagen,  
was geschah, und du kannst dir be-  
denken, daß ich mich nicht rühmte,  
sondern den Sachverhalt als mein  
Geheimnis für mich behielt. Wenn  
ich trotzdem vorhin so sehr erschau-  
te, so war es, weil die alte Angst plötz-  
lich in mir wieder auflebte, die mich  
Jahre hindurch verfolgte, das Kind  
müßte sich des Vorfalls später noch  
erinnern und ihn dann richtig kon-  
struieren. Aber auch dies blieb mir  
erpaht.“

Die Bemerkung, die sich mir auf-  
drängte, war so naheliegend, daß ich  
sie unterdrückte.

„Ja“, sagte sie, „ich darf von Glück  
reden.“

„Beruhige dich! Von seinem nega-  
tiven Glück darf ein jeder reden.“

„Und das Glück-müßtern“, schloß  
sie, „wie das Müßtern verlernt man  
ziemlich schnell, wäre es nur der  
Ueberredungskunde halber, die man sich  
selber dreht.“

„Aber ein rauschendes Geschloß er-  
füllte da plötzlich den Raum. Wir  
drehten uns um. Das Täubchen, das  
seine Fassung wieder erlangt hatte,  
schwebte von seinem hohen Posten  
herab, und mit einem glückseligen  
Gurren fuhr es jetzt selbstwüthig über  
unser Kopf, zum Fenster hinaus.“

— Schüttelreime. Ich sah  
zwei tote Doppel dort, und dachte  
gleich an Doppelwort. — Ich sah gleich  
nach einem Vorwort, Ueber reich ich  
mit ein Ohr fort! — Ein guter Mei-  
ster Faktor Scher immer mit dem  
nötigen Satz vor.

Der Gesandere „Eintracht“ in  
einer mittelgroßen Brauhaus, hat  
sein Stillsitzen reiert und in dem  
überhöflichen Bericht, welcher in  
dem verbreiteten Blattblatte erschien,  
sich es unter anderem: Der Prolog  
wurde von dem, auf dem Gebiete der  
Dichtkunst furchtbaren (fruchtlosen)  
Mitgließe, Herr Primer, selbst ver-  
faßt und vorgetragen.

**Gerechte Entrüstung.**



Bettler (im Hotelvestibül). So  
hier wird nichts gegeben? Und dabei  
haben Sie einen Stern im Bae-  
beder!

— Schlaun. Was schenkt Du  
Deinem Mann zum Geburtstag?  
„Einen hübschen Kalender, worauf  
ich meinen eigenen Geburts- und  
Namenstag recht bid unterzeichnen  
habe...“

— Auf der Sekundärbahn.  
„So, zum Donnerstetel, Schaffner,  
warum hält denn der Zug auf dieser  
Station nicht?“  
„Ja, Schaan's der Lokomotivführer  
ist dem Bahnhofsamt seit vierzehn  
Tagen immer noch die Zeh' schuldig.“

**Unantwortete Antwort.**



— Papa, Edgar, was machst denn  
der Nana?  
— Der macht alles, was die Mama  
will.

— Weiber Kartenlegerin.  
„Sie werden sich noch in diesem Jah-  
re verheiraten, mein Fräulein!“  
„Alte Jungfer: „Himmlich — wie  
oft muß ich denn aber deswegen erst  
ins Wasser fallen!“

— Ueberbesserlich. Such-  
hausdirektor (bei der Entlassung eines  
Sträflings): „Nun, ich hoffe, daß  
wir uns hier nie wiedersehen.“ —  
Sträfling: „Wieso — wollen Sie  
sich pensionieren lassen?“

**Er muß es wissen**



A.: Gestern sind Sie aber mit ein-  
nem gehörigen Affen nach Hause ge-  
kommen!  
B.: Was Sie sich nicht alles ein-  
bilden.  
A.: Aber gewiß, ich habe Sie ja  
doch noch auf dem Hintertische ge-  
bleibt.  
B.: Na ja, dann wird's wohl sim-  
men.

Welche Frau ist die aufrichtigste?  
Antwort: Die Schauspielerin; denn  
sie gefiekt offen, daß sie Komödie  
sien.